

VERFEHLTE EXISTENZ – HOMO FABER

Identitätsproblematik in dem Roman „Homo faber“ von Max Frisch

SZILVIA TÓTH

Homo faber ist – ebenso wie der frühere *Stiller* – als Tagebuch konzipiert, als Ich-Erzählung, als ein Bericht zweier Lebensstationen, die durch die gewandelte Lebensperspektive getrennt sind. Dieser Roman ist noch radikaler, er ist „aus dem Geiste des 20. Jahrhunderts geboren“¹

Frisch hat versucht, die Problematik einer Zeit aufzuzeigen, in der zwei Grundhaltungen gegenüberstehen:

einerseits die Auffassung – beeinflusst durch die Entwicklung der Wissenschaft und Technik – dass sich das Leben durchaus rational gestaltet;
andererseits gründet die entgegengesetzte Auffassung in der Anerkennung der Kunst und Phantasie, und lässt zu, dass auch unerklärbare Phänomene das Leben mitgestalten.

Schon der Titel sagt aus, welchen *Typus* der Ich-Erzähler verkörpert. Faber steht für den produzierenden, erfolgreich schaffenden Menschen. Der Ingenieur Faber ist ein erfolgreich tätiger, allein vom Verstand „gesteuerter“ Mensch unserer Zeit. Er ist der Menschentyp, der in diesem Jahrhundert die dominierende Rolle zu übernehmen scheint. Der Titel verweist also auf das Thema, der Mensch als Techniker spielt aber gleichzeitig auch auf den Namen der Hauptfigur (Walter Faber) an, wobei der Titel zugleich auf die Spannung hinweist: nämlich „homo“ und „faber“ stehen einander gegenüber. Das Technische verhindert also das Menschliche. Max Frisch stellt diesen Menschtyp vielseitig dar: seine Einstellung zum Leben, zu den Menschen, zu den technischen Erfindungen, sogar seine Gewohnheiten werden ausführlich vorgestellt.

Fabers Non-Credo und sein Erschüttertein

Walter Fabers Glaubensbekenntnis ist im Grunde ein Non-Credo, er glaubt an nichts, was er nicht fühlen und sehen, mathematisch berechnen, messen und wiegen, fotografieren und auf dem Tonband festhalten kann. In seinem Bericht bekennt der knapp Fünfzigjährige: „Ich glaube nicht an Fügung und Schicksal, als Techniker bin ich gewohnt mit den Formeln der Wahrscheinlichkeit zu rechnen...

Heidenreich, Sybille: *Analysen und Reflexionen Max Frisch' „Homo faber“*. *Untersuchungen zum Roman*, Beyer, Hollfeld 1991, S. 29-64.

Ich bestreite nicht: Es war mehr als ein Zufall, dass alles so gekommen ist, es war eine ganze Kette von Zufällen. Aber wieso Fügung? [...] Keinerlei Mystik, Mathematik genügt mir. ” (22)²

Hanna Landsberg, die Halbjüdin, die ein Kind von ihm erwartet, nennt ihren Freund Homo faber, den UNESCO-Maschinenbauingenieur Faber, der Assistent an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich war. Für Faber ist die Technik nicht ein Beruf, sondern eine Art, die Welt zu sehen, zu begreifen. Er erkennt und erfasst die Erscheinungswelt als objektiv gültige Wirklichkeit. Hanna, die Faber damals doch nicht heiratete, sagt über Technik: „[sie ist] „als Kniff, die Welt so einzurichten, dass wir sie nicht erleben müssen. Manie des Technikers, die Schöpfung nutzbar zu machen... ” (169)

Für ihn existieren nur Sachen, Dinge und Erscheinungen, die nach dem Gesetz der Kausalität rational erklärbar sind. Seine Welt ist in sich geschlossen, geordnet und völlig durchschaubar.

In dem Moment aber, wo er sich die Frage nach einem Schicksal stellt, kommt dem Leser seine Selbstsicherheit doch fragwürdig vor. Fabers Bekenntnis zeigt die innere Unsicherheit. Von Anfang an trägt der Bericht Züge der Rechtfertigung, die in dem Leser neben dem Kopfschütteln über einen trotz seines Alters in seiner ganzen Überheblichkeit naiven Menschen ein unerklärliches Mitgefühl erwecken.

Er ist Opfer seiner Selbstverkenning und Fehlorientierung, da er die Wertakzente auf materielle Erfolgsseiten des Lebens setzt. Er, der nur der Oberfläche der Gegenwärtigkeit der Erscheinungen dient, wird von seiner eigenen Vergangenheit überwältigt.

Zum Schluss steht ein erschütterter und kranker Mensch vor uns (er hat Magenschmerzen), ein von körperlichem Verfall gekennzeichneter Mann. Er greift zum Mittel des „Sich-frei-Schreibens“, nachdem das Schicksal ihn bewältigt hat. Seine Tochter ist tot, er hat Blutschande an dem Mädchen begangen, hat ihr und sein Leben zerstört. Der Bericht versucht eine Art Selbstreinwaschung. Obwohl er an niemanden adressiert wird, wohl aber für Hanna gedacht ist.

Er verachtet die Menschen, das Leben – so war Faber irgendwo außerhalb der zeitlichen Grenzen des Romans. Den Roman machen seine Aufzeichnungen aus. Und schon allein die Tatsache, dass er ein Tagebuch zu schreiben beginnt, zeugt davon, dass Faber aufgehört hat, ein hundertprozentiger Faber zu sein – er ist in seiner Lebenseinstellung schon erschüttert. Er verteidigt sich verzweifelt, manchmal fast erbittert. Er will sich durch das Schreiben von einer falschen Rolle befreien: „Schreiben heißt: sich selber lesen” – sagt Frisch.

² Die Seitenzahlen beziehen sich auf die folgende Ausgabe: Frisch, Max: *Homo faber*, Suhrkamp Taschenbuch 354, Erste Auflage 1977.

Faber ist im Moment, in dem er zu schreiben beginnt, schon verunsichert. Noch weigert er sich aber, seine Fehler einzugestehen. Würde er zugeben, dass er sich grundlegend geirrt hat, dass seine Lebensauffassung einem fühlenden Menschen unwürdig ist, dann hätte er in demselben Atemzuge seine ganze Schuld bekennen müssen. Er hätte zugeben müssen: er hat in seinen zwischenmenschlichen Beziehungen versagt, versagt auch vor sich selber durch die Blindheit seiner Umwelt gegenüber. Ein solches Versagen einzugestehen ist aber schwer. Für Menschen, die – wie Faber – über ein übersteigertes Ich – Bewusstsein verfügen, wäre es mit seelischem Selbstmord gleich.

In dem Moment, wo er zu schreiben beginnt, ist Faber zwar verunsichert, hat aber noch keinen neuen Bezug gefunden. Dies wird deutlich, als Faber von den Gesprächen mit Hanna nach dem Unfall berichtet. Er versteht Hanna nach wie vor nicht. Seine Argumente klingen wie auswendig gelernte Zitate.

Fügung und Schicksal, Zufall und Notwendigkeit

„Ich glaube nicht an Fügung und Schicksal.“ Gleich in die ersten Seiten des Romans hat Frisch die grundlegende Einstellung Fabers zum Zufall und Schicksal gelegt: „Es ist der Konflikt des Menschen, und zwar hauptsächlich des Mannes, der ständig glaubt, nicht an Fügung und Schicksal zu glauben, der überzeugt ist von der Berechenbarkeit der Welt, des Lebens und der von der Fügung und seinem Schicksal schließlich eingeholt wird und die Unberechenbarkeit des Lebens auf sehr drastische Weise erfährt.“³

Natürlich ist es Zufall, was Walter Faber begegnet. Die Notlandung in der amerikanischen Wüste, die Bekanntschaft mit dem Bruder seines Jugendfreundes, Joachim Hencke, und dass er auf der Schiffsreise nach Europa seine Tochter kennen lernt: all dies ist Zufall. Es ist aber kein Zufall mehr, – und dies übersieht Faber – dass er Sabeth näher kennen lernen will, dass seine Tochter beim Zurückweichen vor ihm zu Tode stürzt.

Wie er sich aber nach dem Zufall verhält und handelt, ist für Faber selber unverständlich. Er versucht immer wieder kausale Zusammenhänge als Zufälle zu erklären und damit begeht er wieder neue Fehler, die sich nicht mehr rückgängig machen lassen, und die letzten Endes zur Tragik führen, die Faber selbst bewirkt hat. Seine Schuld ist, dass er den „inneren Faber“ nicht berücksichtigen will, den Menschen, der die Vergangenheit nicht überwinden konnte, der Hanna noch immer liebt, der Sehnsucht nach einer Bindung zu Menschen hat. Weil er diese inneren Wünsche für sentimental hält und in das Unterbewusste verdrängt, lehnt er Freundschaften, Ehe und eigentlich alles ab, was mit Gefühlen verbunden werden könnte.

³ Heidenreich, Sybille: *Analysen und Reflexionen*, S. 29.

Diese „Halbheiten“ Fabers werden ganz deutlich laut der „Aufzeichnungen“ Faber versucht immer wieder Erinnerungen, die ihn quälen, fortzuschicken, kann sich aber dagegen nicht wehren, dass sie immer wieder aufkommen. Gleich am Anfang im Flugzeug meint er, der junge Deutsche neben ihm mache ihn nervös, ohne zu wissen, weshalb. Die Assoziation an Joachim ist noch völlig in das Unterbewusstsein gedrängt: „irgendwie kannte ich sein Gesicht, ein sehr deutsches Gesicht“ Und ein wenig später: „ich mag die Deutschen nicht, obwohl Joachim mein Freund auch Deutscher gewesen ist“ (8)

Kontaktlosigkeit, Erlebnisse, Angst

Faber hält nicht viel von Menschen, sie gehen ihm auf die Nerven. „Menschen sind anstrengend“ (7) – meint er. „Ich war froh, allein zu sein.“ (23) Er ist gern allein, Gesellschaft strengt ihn an. Er lebt offenbar gegen die Natur, die den Menschen nicht als Einzelwesen geschaffen hat, sondern sie zur Kommunikation zwingt. Auch das Verhältnis zu seiner amerikanischen Freundin Ivy ist mehr als oberflächlich und zugleich problematisch. Faber hat Frauenbekanntschaften, weil sein Körper nach ihnen verlangt, nicht aber um auch seelisch zu einer Vervollkommnung durch das andere Geschlecht zu kommen.

Typisch für sein Verhältnis zu anderen Menschen ist seine Vorliebe für Schach. Dieses Spiel ist für ihn eine angenehme Art, um Zeit zu überbrücken, Zeit mit anderen Menschen, die man sonst mit Gesprächen ausfüllen müsste: „Ich schätzte das Schach, weil man stundenlang nicht zu reden braucht. Man braucht nicht einmal zu hören, wenn der andere redet. Man blickt auf das Brett, und es ist keineswegs unhöflich, wenn man kein Bedürfnis nach persönlicher Bekanntschaft zeigt...“ (24)

Worüber aber soll ein „Homo faber“ eigentlich reden? Das Thema Technik erschöpft sich bald oder lässt sich mit bestimmten Menschengruppen gar nicht anschneiden. Kunst wiederum interessiert Faber nicht, und von Gefühlen hält er nichts, schon gar nicht von Erlebnissen: „Ich habe mich schon oft gefragt, was die Leute eigentlich meinen, wenn sie von Erlebnissen reden. Ich bin Techniker und gewohnt, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Ich sehe alles, wovon sie reden, ich bin ja nicht blind. [...] aber wieso ein Erlebnis? [...] das müsste man nachsehen und feststellen. [...] Wozu soll ich sie mir einbilden? [...] Warum soll ich erleben, was gar nicht ist? [...] Ich kann mir keinen Unsinn einbilden, bloß um etwas zu erleben. [...] Ich weigere mich, Angst zu haben aus bloßer Fantasie, beziehungsweise fanatisch zu werden aus bloßer Angst, geradezu mystisch.“ (18)

„Ich weigere mich, Angst zu haben“ – offenbar hat Faber Angst und wehrt sich dagegen. Aus Angst vor den Tiefen seines Ich und den Unerklärlichkeiten der Welt zieht er vor, sich den Mantel der Fantasielosen umzulegen, sich in die Erklärbarkeiten der Naturerscheinungen zu retten.

Darin, dass die Fantasie einem das Nichtwirkliche vorstellbar macht, liegt aber der Schlüssel zu den im Leben wichtigen und wirksamen Kräften. Wenn Faber sich weigert, Angst zu haben, aus lauter Fantasie, so ist das nicht nur Überheblichkeit, sondern auch Blindheit. Es fehlt ihm an diesen vitalen Kräften im Leben.

„Ich bin ja nicht blind“ – sagt er. Das Leitmotiv des Blindseins zieht sich durch den ganzen Roman. Dadurch, dass er vor dem Erlebnis Angst hat, erlebt er immer wieder seine eigene Angst.

Natur – Bezug und Unsicherheit

Dadurch, dass Faber die Fähigkeit zum Erleben abspricht, scheint die Unempfindlichkeit zu seiner Natur geworden zu sein. Sein diesbezügliches Verhalten ist gekennzeichnet durch relative Gleichgültigkeit, die aber gleichzeitig als präzise und sachliche Beobachtung charakterisiert werden kann.

Er erlebt die Natur meistens aus dem Flugzeug heraus. Zwischen ihm und der Natur steht das distanzierende technische Medium. Er gesteht ganz offen, er mache sich aus Landschaften nichts aus. Dennoch filmt er sie, insbesondere Sonnenuntergänge. Immer wieder stellt er den Filmapparat zwischen sich und die Natur. Er genießt den Sonnenuntergang nicht, aber filmt ihn. Obwohl er es nicht einsehen will, muss aber auch er auf die Natur gefühlsmäßig reagieren: „Lagunen, [...] dann wieder himmelblau und wässrig (wie die Augen von Ivy).“ (27)

Dieses Assoziationsdenken ist aber nicht typisch für Walter Faber, den wir kennen gelernt haben. Das bedeutet also, dass bei ihm etwas Neues, Ungewöhnliches in den Gang gekommen ist.

Typisch ist für Faber, dass er geradezu dankbar ist für die technischen Medien, die ihm die unmittelbare „Fühlungsnahe“ zur Natur ersparen. Er trägt z.B. überall seine Filmkamera, seinen Rasierapparat und seine Schreibmaschine mit sich herum, die ausgesprochen den Namen „Hermes-Baby“ trägt, nach der mythologischen Figur – dem Boten der Götter.

Bemerkenswert ist bei Faber die Bedeutung des Rasierens. Bei jedem Aufkommen von Unsicherheit rasiert er sich, selbst wenn dies gar nicht nötig wäre. Eine Art Zwangstätigkeit: beunruhigende Gedanken versucht er wegzutreiben – er macht sich mit Hilfe eines technischen Apparates von Sorgen sauber. Er hat die Manie, sich wieder rasieren zu müssen, wenn er sich seiner Umwelt nicht gewachsen fühlt: „Ich fühle mich nicht wohl, wenn unrasiert. Ich habe das Gefühl, ich werde etwas wie eine Pflanze, wenn ich nicht rasiert bin.“ (35)

Er hat offenbar Angst vor dem „Zurück zur Natur“ Er hat also keine Angst davor, ungepflegt zu sein. Für ihn ist ja Rasieren nicht eine reine Hygiene-Frage. Unrasiertsein ist ein Zustand, dem er sich – weil allzu menschlich – nicht mehr gewachsen fühlt.

Gerade das Menschliche und Natürliche ist es, was Faber unsicher macht.

Der Mensch hat es zwar fertig gebracht, die Welt weitgehend unter seine Kontrolle zu bringen: er kann die Welt mit Atombombe zerstören, das Leben über die Geburten kontrollieren, vielerlei Krankheiten wie Faber gern anhand von Statistiken nachweist mit Erfolg bekämpfen. Aber letztendlich ist er doch machtlos gegen das Alter, den körperlichen Verfall, den Tod. An sich selbst spürt er die Grenzen der menschlichen Kunst, die Zerstörung seines Körpers. Die Krankheit ist doch nicht aufzuhalten.

Dieses körperliche Unbehagen ist der Grund für die Unsicherheit Fabers – die er aber nicht wahrnehmen will – weder den körperlichen Verfall noch das, dass er sich verunsichert fühlt. In dem Maße, wie Faber nicht mehr Herr über sich selbst ist, verliert er auch seine „Souveränität“ der Natur gegenüber.

Dass er über seine Erlebnisse zu reflektieren beginnt, ist ein sicheres Anzeichen für eine Wandlung und innere (seelische) Entwicklung. Was er denkt und schildert, ist die Katastrophe seiner früheren Lebensführung, die mit einem biologischen Verfall infolge einer Krebskrankheit parallel läuft.

Während Faber, der Typ, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht, sich noch einbildet, alle Entschlüsse in der Hand zu halten, ist er doch bereits Spielball seiner Unsicherheit geworden. Die Selbstsicherheit bricht in sich zusammen: „In eurer Gesellschaft könnte man sterben, ohne dass ihr es merkt, von Freundschaft keine Spur...“ (94)

Liebe – Ehe – Freundschaft

In dem Maße, wie er sich in diese Lebensform eingliedert, verliert er die Fähigkeit und die Lust an einer engen Bindung mit „einem anderen Glied dieser Kette von Oberflächlichkeit und Blindheit.“ (130) Er findet die Menschen anstrengend, will keine Ehe, will dann schon lieber Einsamkeit, die er aber manchmal doch beunruhigend findet. Dennoch erträgt er lieber das Alleinsein, als mit einer Frau zusammenzuleben, was er im Grunde absurd findet.

Faber hat nur eine Frau gekannt, mit der „es nicht absurd war“ und diese Frau war seine Jugendliebe Hanna: „Nur mit Hanna ist es nie absurd gewesen.“ (100)

Die seelische Blindheit hat aber Faber nicht in dem Maße überwältigt, wie er es sich selber vorstellt, denn in all den Jahren, wo er Hanna aus den Augen verloren hatte, konnte er sie nicht vergessen. Damals kam ihm sein Interesse für „Supertechnik“ wichtiger vor als die Eheschließung mit der geliebten Frau: „Ich habe Hanna nicht geheiratet, die ich liebte, und wieso soll ich Ivy heiraten?“ (30)

Wozu denn Ehe, wenn nicht mit Hanna. Zu dieser Erkenntnis kommt Faber eigentlich schon zu Beginn seiner Aufzeichnungen, und bedeutet auch schon den Anfang der Wandlung des bis jetzt gekannten Faber. Doch ist er noch nicht fähig, den entscheidenden Schritt zu machen und dabei nach seiner Schuld zu fragen. In seinen Rückblenden aber beschäftigt er sich immer wieder mit dem Scheitern der

Beziehung zu Hanna. Seine gegenwärtige Beziehung zum Mannequin Ivy ist ja typisch auch für die anderen Frauenbekanntschaften. Sie befriedigen „psychologische“ Notwendigkeiten, mehr nicht. Ivy geht ihm auf die Nerven mit ihrer Anhängigkeit. Sie ist ihm völlig gleichgültig, sogar in der intimsten Begegnung kann er ohne weiteres an etwas anderes denken. Dass es überhaupt zu diesen Begegnungen kommt, begreift er manchmal nicht. Es ärgert ihn, was doch wieder ein Beweis für die schwer lenkbare Natur ist, deren Teil er ist.

Ivy – der Name bedeutet Efeu und bezeichnet nicht nur das Haftende als weibliches Merkmal, sondern auch die Anpassung an ihre Umgebung – ist eine echte Vertreterin des „American Way of Life“, dem Faber später so scharf den Rücken kehrt. Alles ist unecht, wirkliche Liebe und Freundschaft gibt es nicht.

Faber fühlt sich in dieser Umgebung am wohlsten allein, sich selber gesteht er den Überdruß an dieser unechten Lebensweise nicht ein. Er findet sich männlich, wenn er allein ist. Zu den glücklichsten Minuten Fabers gehört der Augenblick, in dem er eine Gesellschaft verläßt und in den Wagen einsteigt: „Ivy heißt Efeu und so heißen für mich eigentlich alle Frauen. Ich will allein sein! Schon der Anblick eines Doppelzimmers, wenn nicht in einem Hotel, das man wieder verlassen kann, [...] das ist für mich so, dass ich an Fremdenlegion denke... (91)

Einsamkeit und Beruf

Dass Walter Faber auch die andere Seite der Einsamkeit kennt, macht er ebenfalls ganz deutlich: „Dann stehe ich einfach da, Gin im Glas, den ich nicht mag, und trinke, ich stehe, um keine Schritte zu hören in meiner Wohnung. Alles ist nicht tragisch, nur mühsam: Man kann sich nicht Gutenacht sagen –“ (92)

Hier klingt die ganze Sehnsucht von Walter Faber nach der Geborgenheit in der Gemeinschaft mit einem anderen an. Im Grunde genommen will er – glaube ich –, dass ihm jemand Gutenacht sagt, das tut aber keiner, denn er hat den richtigen Partner versäumt. Und dieses Versäumnis wird ihm in der Wüste von Tomaulipas klar, als er den Abschiedsbrief an Ivy schreibt. Eine Frau hat er geliebt, und diese Frau – er weiß selber nicht mehr warum – hat er nicht geheiratet.

Aus bloßer Angst vor Alleinsein heiratet er nicht, eine unerwünschte Ehe will er nicht. Seine höchst persönliche Schuld war es aber, dass er – wenn auch als junger Mann – die Chance des gemeinsamen Lebens mit Hanna verpasst hatte, mit der Frau, die er dann doch sein ganzes Leben lang liebte, und von der er im Unterbewusstsein nicht loskommt. Wäre er Hanna nicht begegnet, dann würde eine Ivy vielleicht nicht so desillusionierend auf ihn wirken, weil er die richtige Frau nicht gekannt hätte. Er hat aber die Erfahrung gemacht, was richtige Liebe und echte Partnerin für ihn heißen. Das ist die echte Blindheit des jungen Fabers; zu der Erkenntnis, was er versäumt hat, kommt er aber zu spät.

Dass Faber ein starkes Bedürfnis nach Kontakt hat, wird deutlich aus seiner

Haltung gegenüber Herbert Hencke, seiner Flug-Bekanntschaft. Als er erfährt, dass Herbert der Bruder seines einst besten Freundes Joachim ist, lässt der sonst so pflichtbewusste Faber alles stehen und liegen und fährt mit auf die Plantage.

Diese Bekanntschaft spielt eine große Rolle, denn nachdem Faber von Herbert sein Verwandtschaftsverhältnis zu Joachim und noch dazu Joachims Ehe mit Hanna erfahren hat, beschäftigt er sich ununterbrochen mit seiner Vergangenheit. Er macht also einen Umweg, bloß um einen alten Freund wieder zu sehen, wird ihm aber nicht klar, dass es ihm eigentlich um Hanna geht: „Ich lebe, wie jeder wirkliche Mann, in meiner Arbeit.“ (90)

Sein Leben als Ingenieur schenkt ihm das Gefühl, „mit den Tatsachen fertig zu werden“, der Beruf des Technikers ist „immerhin ein männlicher Beruf, wenn nicht der einzigmännliche überhaupt“ (77)

Gleich am Anfang des Romans will er aus seinem gewohnten Alltag ausbrechen. Der erste derartige Gedanke kommt ihm bei der Zwischenlandung in Houston, als er einen Schwächeanfall erleidet. Hier trifft ihn die Ahnung des Todes: „Mein Gesicht im Spiegel, [...] grau und gelblich mit violetten Adern darin, scheußlich wie eine Leiche.“ (11)

Dieser Gedanke „plötzlich ginge es ohne mich“ (13) soll wiederkehren im Verhältnis zu Ivy: „Wären wir bei dieser Notlandung verbrannt, könnte sie auch ohne mich leben.“ (43)

Er merkt also, dass er überflüssig wird. Sein übersteigertes Ich Bewusstsein lässt nach, und auch die Überzeugung seiner Unentbehrlichkeit sowohl im Beruf als auch im Privatleben. Er trifft keinen echten Entschluss, sondern lässt sich in die Entscheidung hineintreiben. Das wird von nun an eine typische Motivationsform für sein gesamtes Verhalten, so dass er sich schließlich nicht mehr zur Erfüllung seiner beruflichen Aufgaben fähig fühlt. Und noch dazu Gedanken an seine Vergangenheit und die aufkommende Todesahnung vereinigen sich in Faber zur Unruhe und Unsicherheit. Es gibt noch kaum etwas, was ihn nicht beunruhigt – nach der Zwischenlandung, nach den Schwächeanfällen, nach der Bekanntschaft mit Joachim, nach der Notlandung – hat er den Boden unter den Füßen verloren: er hat Angst vor Leben und er hat Angst vor Sterben.

Leben und Tod

Fabers Verhältnis zum Leben und Tod wird im Moment deutlich, wo er die Leiche Joachims erblickt, der Selbstmord durch Erhängen begangen hat. Fabers erste Reaktion ist das Filmen, nachdem er sich darüber Gedanken gemacht hatte, woher das noch spielende Radio den elektrischen Strom bezog. Er lässt sich keinerlei Gefühle anmerken. Hier vollzog sich aber wieder eine für Faber typische Verdrängung. Kurz danach, auf dem Schiff gesteht Faber, dass ihm immer wieder die Leiche seines Freundes vor Augen kommt. Er fühlt geradezu etwas wie einen Zwang, von Joachims Selbstmord zu erzählen.

Faber, der immer wieder Gefühle verdrängt, der nicht in sich hineinschauen will, und der „mathematisch gesprochen“ sagt, der sich an Statistik hält, und der die mathematische Berechnung nur zur Unterstützung seiner Überzeugung gebraucht, vermag nicht den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Lebens zu entgehen. Er wollte der Vergangenheit entfliehen, die ihn dennoch immer wieder einholt. Er vermag ja auch seiner Zukunft und seinem Ende nicht zu entgehen.

„Sein Ende“ ist schon – nach der endgültigen Trennung von Ivy – auch in der Beziehung mit Sabeth ganz deutlich. Er schreibt die Begegnung wiederum dem Zufall zu, ohne hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit wahrhaben zu wollen.

Sabeth und Liebe als Lebenslüge

Dass mit der Schifffreise wieder ein Schritt nach vorne getan wird in der Entwicklung Fabers, ist schon allein an der Änderung des Todfalls zu erkennen. Er freut sich auf die Reise wie ein Jüngling auf das Leben, ein Gefühl, das er seit langem nicht mehr hatte. Hier kommt es also zu der Begegnung mit Sabeth. Er sieht sie auf dem Schiff, auf dem er es genießt, unerreichbar zu sein, aber gerade hier erreicht ihn das Schicksal, verkörpert in Gestalt eines jungen Mädchens.

Zufall war es, dass Sabeth beim Verteilen der Tischkarten direkt vor Faber zu stehen kommt und dass ihr Pferdeschwanz immer direkt vor seinem Gesicht baumelt. Ihm fällt ihre „große Jugend“ auf. Er versucht sich ihr Gesicht vorzustellen – aus Zeitvertrieb sagt er – das war aber mehr als Zeitvertrieb. Er sucht auf dem Schiff nach dem Mädchen, das ihn wohl durch ihre Gesten, Jugendlichkeit und Individualität beeindruckt hat. Der Techniker ist also – zwar unbewusst – auf der Suche nach dem Geheimnis der Persönlichkeit.

Er weiß ja nicht, dass sie seine Tochter ist, die ihn auf diese unerklärliche Weise anzieht. Dem Leser dagegen wird die Tragik dessen, was kommen wird, ganz deutlich gemacht. Das ist eine Art Desillusionierung, durch die aber gleichzeitig neue Spannung erzeugt wird.

Fabers Nicht-Wissen-Wollen drückt sich auch in der Erklärung aus, er habe sich nicht in seine Tochter verliebt. Dies ist nur die halbe Wahrheit. Nachträglich gesehen hält er es für unmöglich, sich in seine eigene Tochter verliebt zu haben. Dass er sich doch verliebt hatte, davon zeugt das Geständnis in der Nacht in Avignon.

Es ist aber fragwürdig, ob es wirklich Liebe ist, die er empfindet. Staunen ist das vielmehr, die Anziehungskraft der mitreißenden, sorglosen Jugend. Faber, der das Vergehen der Zeit nicht wahrnehmen will, der die Vermutung der schweren Krankheit in das Unterbewusste verdrängt, will mit Sabeth die Jugend feiern, das Sich-Freuen auf die Zukunft mit ihr noch einmal erleben. Sabeth erweckt in ihm ein Gefühl, das er seit langem nicht mehr erlebt hat: die Begeisterung für das „lebendige Leben“. Sabeth fesselt ihn – sie ist ja kein Efeu.

Entscheidend ist aber für Fabers Gefühl, dass Sabeth ihn – zwar unbewusst – an Hanna erinnert. Er weiß selbst nicht, warum er nach der Bekanntschaft mit Sabeth und in ihrer Nähe so häufig an Hanna denken muss. Faber geht sogar so weit, dass er Hanna auf dem Schiff sucht. Hannas Gegenwart hat sich in ihrem gemeinsamen Kind verwirklicht. Nach der intimen Begegnung in Avignon denkt er aber weniger an Hanna.

Das Mädchen erkennt den Widerspruch zwischen den von Faber für sich gewünschten Eigenschaften des Roboters, der nichts erlebt, keine Angst und Hoffnung hat, denn sie würden nur stören; und der eigentlichen Existenz dieses Mannes, der den eigenen Wünschen und Hoffnungen nicht entgehen kann und sich in die eigene Tochter verliebt. Faber und Sabeth ziehen sich also gegenseitig an und bleiben zugleich doch fremd füreinander: „Sie war mir fremder als je ein Mädchen“ (115)

Wie fremd sie füreinander sind, merkt man bei dem Besuch im Maschinenraum des Schiffes. Sie begreift technische Dinge überraschend schnell, aber ihre Fantasie geht ganz andere Wege. Sie denkt an Haifische, während er auf die Konstruktion zeigt.

Er macht sich auch in dieser Beziehung wieder etwas vor, wenn er behauptet, es interessiere ihn eigentlich nicht, ob Sabeth schon einmal mit einem Mann zusammen gewesen sei. Als er aber später erfährt, dass sie bereits intime Kontakte hatte, reagiert er dennoch gefühlsbetont und enttäuscht – wieder einmal ein Beispiel, wie sich Faber betrügt.

Er macht an seinem fünfzigsten Geburtstag einen Heiratsantrag. Faber meint, ein gemeinsames Leben mit diesem jungen Mädchen sei die Lösung für alle seine verdrängten Probleme. Merkwürdig ist, dass es sein erster Heiratsantrag gewesen sein soll, obwohl er mit Hanna bereits auf dem Standesamt gestanden hat. Hier wird ersichtlich, dass seine damalige Eheschließung eine reine vernunftmäßige Übereinkunft zwischen ihnen war, aus der Hanna denn auch die richtigen Konsequenzen zog.

Er muss sich Mühe geben, um nicht sentimental zu werden, und er wartet eigentlich keine Antwort von Sabeth auf seinen Heiratsantrag, er erhält auch keine. Seine väterlichen Gefühle werden deutlich, wo er sich um ihre Gesundheit Sorgen macht, er ist besorgt, weil Sabeth durch Europa per Anhalter reisen will, weil sie Stewardess werden will. Sabeth sagt einmal: „Du tust wie ein Papa“ (95)

Sabeth ist offenbar tief erschüttert, sie weint und Faber küsst ihr die Tränen aus den Augen. In dieser Szene wird die Atmosphäre der zukünftigen Tragik vorweggenommen. Die ganze Armseligkeit seines Verhältnisses zu anderen Menschen wird hier sichtbar, der Mangel der Empathie: sich in die Lage eines anderen zu versetzen, und auch der innere Widerspruch seines Wesens, da er ausgerechnet dem ihm angeblich fremdesten Mädchen sein Leben anvertrauen will.

Dazu kommt noch die äußere Selbstbegegnung, zu der Faber in einem

Pariser Restaurant gezwungen wird. Er sieht sein verändertes Bild im Spiegel. Dieser Spiegel zeigt seinen wahren Gesundheitszustand. Er, der Minderwertigkeitsgefühle hasst, entschließt sich plötzlich, Urlaub zu machen.

Faber fühlt sich zur Seite gedrängt. Er versucht aber durch Einreden seiner Unersetzbarkeit einen Lebenssinn zu finden. Die Wahrheit ist aber, dass er Angst vor dem Sich-Erkennen hat. So hat der Spiegel eine doppelte Funktion: er offenbart den Zustand des Bespiegelten, und andererseits wird er zum Ausdruck seiner Beziehungslosigkeit den Mitmenschen gegenüber.

Nachholen der verpassten Liebe, modifizierte Lebenssicht, halbe Wahrheit

Der Kreis des Schicksals schließt sich um Faber, er ist dem kommenden Geschehen vollkommen ausgeliefert, weil er bewusst das Wiedersehen mit dem Mädchen, das für ihn nur eine Wiederholung der nicht „absurden“ Liebe mit Hanna bedeutet, betrieben hat. Unbewusst will er die Beziehung, die er damals abgebrochen hat, mit seiner Tochter fortsetzen. Die Verknüpfung zur Schicksalstragödie antiken Ausmaßes wird deutlich, wenn Faber sich – erstmals in seinem Leben – im Louvre „unten bei den Antike“ herumschaut.

Eine Verknüpfung zwischen der nicht mehr dienstlichen Zuverlässigkeit (er kommt verspätet zur Konferenz) und dem körperlichen Verfall Fabers ist die Begegnung mit seinem alten Züricher Professor, der einst Fabers Vorbild war. Auch der Professor leidet an Krebs, es ist das Spiegelbild von Faber.

Faber berichtet in seinen Aufzeichnungen über den Zustand des Professors und gleichzeitig über seinen eigenen, das Gefühl aber, dass es ihm genauso geht, verdrängt er wieder. Aber nachdenklich wird er doch durch die Begegnung, denn die Konferenz geht den sonst so dienstbeflissenen Faber nichts an.

Völlig verunsichert nimmt er Urlaub und erlebt im Warten auf Sabeth in einem Café eine ganz intensiv glückliche Stunde, eine der Stunden für Faber, der sich als technischer Beherrscher der Natur sieht, der nicht einsieht, dass der Mensch, solange er menschlich bleibt, die menschliche Natur nicht bestimmen kann, ganz ungewöhnliches Gefühl der Bewusstwerdung, das seiner sonstigen Lebenseinstellung widerspricht.

Eine modifizierte, andere Einstellung zum Dasein wird ganz deutlich in den Schilderungen der Reise von Faber und Sabeth durch Frankreich und Italien. Von Amerika über Frankreich und Italien führt „sein Weg zur Erkenntnis“ und zugleich zum Untergang. Im Land der Technik schien ihm das Dasein einer mathematischen Gleichung zu ähneln. In Frankreich verleiht ein Liebesabenteuer seinem Leben einen Reiz: „In Italien lässt ihn die große Liebe den tragischen Konflikt ahnen und in Griechenland greift das Schicksal in sein Leben mit der Grausamkeit der antiken Götter ein.“ (169)

Faber bekennt, er sei glücklich gewesen, weil auch das Mädchen glücklich war. Dies ist ein ganz neues Erlebnis für ihn, der erstmals seinen Egoismus aufgibt

und sich auf den Partner einstellt: er ist glücklich über das Glück des anderen.

Mit dem Glück über das Mädchen wächst Fabers Eifersucht und Neid. Der gefühlsarme Faber ist neidisch auf den inneren Reichtum des Mädchens. Sabeth erweckt in ihm immer wieder Staunen und Begeisterung; sie ist für ihn die Verkörperung des Fantastischen mit ihrer kindisch naiven Freude und ihrer Haltung zum Leben, zu den Mitmenschen.

Diese Eifersucht ist eine neue Existenzangst Fabers, die sich nicht in Nervosität äußert wie sonst seine Angst, sondern es ist die Angst davor, dass er den Lebenssinn, den er gefunden zu haben glaubt, verliert.

Die Wahrheit von Sabeths Herkunft erfährt er auf einem Grabhügel an der Via Appia. Obwohl Faber Sabeths jede Ähnlichkeit mit Hanna leugnet, stellt er die Frage nach dem Vornamen ihrer Mutter. In dem Moment, als Faber die Wahrheit erfährt, will er in die Technik fliehen. So kommt eine Eheschließung nicht in Frage, obwohl er sich noch nicht klargemacht hat, dass Sabeth sein eigenes Kind ist. Die Ratio hat versagt. Der Ingenieur, der Zauberer der Ziffern hat sich verrechnet, obwohl er Sabeths Geburtsdatum mehrmals „ausgerechnet“ hat wieder eine verdrängte Vermutung: warum wäre es sonst wichtig, so genau zu wissen, wann Sabeth geboren ist. Er wählt absichtlich Daten aus der Vergangenheit so, dass ihm ein Stein vom Herzen fallen kann. Wichtig ist aber, dass Faber wieder eine Ausrede für sich findet: er kann das Geschehen nicht verantworten, das Mädchen war es ja, das in sein Zimmer kam, sie hat die Initiative der intimen Beziehung übernommen.

Danach springt der Bericht zur Begegnung mit Hanna.

Faber kontra Hanna und Sabeths Tod

Es kommt zwischen den beiden zu einer Diskussion über Statistik. Hier werden die Werte von zwei entgegengesetzten Haltungen konfrontiert: einer trocken rationellen Auffassung steht die gefühlsbetonte Wertschätzung gegenüber.

Hanna sagt einmal zu Faber: „du behandelst das Leben nicht als Gestalt, sondern als bloße Addition, daher kein Verhältnis zur Zeit, weil kein Verhältnis zum Tod, Leben ist nicht Stoff, nicht mit Technik zu bewältigen...“⁴

Sie versucht ihm klarzumachen, dass statistische Berechnungen im menschlichen Bereich nicht funktionieren können. In den Dialogen tritt erstmals Hannas Schuld an der Tragödie zum Vorschein: ihr egozentrisches Verhalten in Bezug auf ihr Kind. Sie wollte ein Kind ohne Vater. „Wir können nur nicht mit unseren Kindern nochmals heiraten“ – sagt Hanna.

Sie hat erkannt, dass Faber kein Verhältnis zum Leben, also auch keins zur Gegenwart und Vergangenheit hat. Er, der so peinlich präzise in der Angabe der

⁴ Reich-Ranicki, Marcel: *Max Frisch. Aufsätze*, Ammann, Zürich 1991, S. 14-169.

Uhrzeit und des Kalenders ist, weiß die wirkliche Existenz der Zeit nicht einzuschätzen und zu interpretieren.

Hanna dagegen, die von Mythen spricht, kennt sich in Schicksalsfragen besser aus. Sie bezeichnet ihren Beruf als Scherbenarbeit: „Alle menschlichen Bezüge existieren in der Zeit; der Versuch die Vergangenheit zusammen zu kleistern; muss im menschlichen Erfahrungsbereich fehlschlagen, denn die menschliche Lebensgeschichte ist keine Kunstgeschichte.“ (161)

Ausdrücklich kommt die Rede auch auf Gott, mit dem Faber nach einem Geständnis nichts anfangen kann. Auch Hanna ist nicht im religiösen Sinne gläubig, sondern glaubt viel mehr an Schicksal und an die Gesetze des Lebens. Während Faber noch mit seinen Statistiken einem falschen Gott huldigt und einen falschen Glauben beschwören will, befürchtet Hanna bereits den Untergang ihres Kindes. Sie entsetzt sich vor Faber, der das unabänderliche, grausame Schicksal manifestiert. Sie verflucht den Vater ihres Kindes, der die Tragödie ins Rollen gebracht hat, an der sie selbst jedoch nicht ohne Schuld ist.

Hanna ist der vollständige Gegenpol des Technikers, eine emanzipierte, intellektuelle Frau, dennoch hält sie das Unberechenbare für den Sinn des menschlichen Lebens. Ihr Verlangen nach einem vaterlosen Kind, ihre Sorge, ihre Mütterlichkeit sind ebenso selbstopfernd wie egoistisch. Ihre Schuld liegt aber versteckter als die von Faber.

Bei ihr können wir über einen Komplex sprechen, einen Komplex in Bezug auf den Mann, der aus ihrer frühesten Jugend stammt. Als sie der jüngere Bruder im Zweikampf besiegte, leidenschaftlich lehnt sie alles Männliche ab. An Hannas beinahe feindseliger Haltung den Männern gegenüber scheitern ihre beiden Ehen.

Hannas Wunsch, ein vaterloses Kind zu haben, lässt sie nicht nur Faber sondern auch Sabeths gegenüber schuldig werden. Denn gerade der Vater ist es, der das Leben des Kindes vernichtet, der Vater, dem sie es bewusst verschwiegen und ihn aus Sabeths Leben ausschloss.

Hannas Lebenseinstellung ist nicht weniger problematisch als die Fabers. Zwar erkennt sie das Urbild des naturentfremdeten Menschen, aber wie Faber dem männlichen Lebensprinzip folgt, und es zur Ideologie des Ingenieurs macht, folgt Hanna dem weiblichen Prinzip und macht es zum Irrationalismus. Sie versagt aber gegenüber ihrem Kind ebenso wie Faber – er will nicht Vater werden, sie will ein Kind ohne Vater. Hanna ist nicht fähig zu einer wahren Gemeinschaft und Hingabe. Die Wiederbegegnung mit Faber und Sabeths Tod führen auch sie zur Erkenntnis.

Der letzte Bericht von dem Unglücksmorgen lässt dann das Unheil deutlich werden, das in Faber verkörpert, und über das Mädchen kommt. Sabeth stirbt nicht am Schlangenbiss, sondern an dem Zurückweichen vor dem noch nackten Faber. Das bewirkt ihren Sturz in den Tod. Sie stirbt folglich an ihrem Erschrecken und Grauen vor dem Mann, der ihr Vater ist. So wird ihr durch den Tod die

fürchterliche Wahrheit erspart.

Vor Sabeths Totenbett verliert Hanna die Fassung und schlägt Faber ins Gesicht, der um seine Augen bangt. Wieder kommt die Assoziation an Blindheit; Blindheit, die Faber nicht wahrhaben will. Während er sich selbst am liebsten die Augen ausstechen möchte, nachdem er „sehend“ geworden ist, erkennt er seinen Fehler nicht. Er kann und will nicht zum Erkennen kommen. Faber sieht Sabeth als eine Schlafende. Im Gegensatz zu Hanna, die die Zusammenhänge durchschaut, die Zerstörung ihres Lebens erkennt, steht Faber vollkommen leer da, ohne Fähigkeit etwas zu begreifen.

Die Tochter Hannas und Fabers, das knapp einundzwanzigjährige Mädchen Elisabeth ist, ich glaube, „am normalsten“ Sie ist jung, unbesorgt, führt Liebesabenteuer, ist klug, gebildet, hat ihre Natürlichkeit, und auch ihr gesundes Verhältnis zur Natur bewahrt. Sabeth ist eine völlig unkomplizierte Mischung aus den beiden Komponenten, Ratio und Seele, Faber und Hanna. Für sie bleibt kein anderer Ausweg als ihr Tod.

Sie ist die einzige der Hauptfiguren, die von keiner Schuld betroffen ist. Sie ist das Opfer, ist das Mittel zum Zweck. Die Herzlichkeit des Mädchens wird deutlich in ihrer Hingezogenheit zu Faber, dem Einzelgänger auf dem Schiff. Obwohl sie über ihn, seine Theorien den Kopf schüttelt, tut er ihr in seiner Einsamkeit Leid. Sie – das junge Mädchen – hat mehr Lebenserfahrung als der Mann am Ende seiner Tage. Sie ist fähig, Faber ein besseres Leben zu zeigen, und macht ihn darauf eifersüchtig.

Imponierend an Sabeth ist, dass sie immer so ganz sie selbst bleibt. Sie schämt sich nicht ihrer Gefühle, zeigt Freude und Trauer. Sie scheint von beiden Elternteilen nur gute Eigenschaften zu haben, so ist sie die „glückliche Mischung“ von Hanna und Faber, deren Charakterkomponente einander gegenüberstehen.

Zweite Station

Die zweite Station in Fabers Leben ist zugleich seine letzte. Diese zweite erschließt vor allem die Selbstfindung Fabers und ergänzt die erste von innen her. Hier korrespondieren Aufzeichnungen der Gegenwart im Krankenhaus und die jüngste Vergangenheit miteinander. Der erste Satz knüpft an die letzten Ereignisse der ersten Station an.

„Sie haben mir mein Hermes-Baby genommen“⁵ sagt Faber klagend. Die nächsten Zeilen führen gleich in die veränderten Situation: ein erschrockener Faber, ein vom Verfall gekennzeichneter Faber. Er, der sich beherrscht glaubte, liegt kraftlos da, Hanna, die „Schwärmerin“ steht vor ihm. Seine Todesnähe wird durch den Satz deutlich:

⁵ Heidenreich, Sybille: *Analysen und Reflexionen*, S. 64.

„Dabei habe ich nur noch wenig Zeit, um meinen Kalender nachzuführen.“ (161) – ein bewusst resignierter Satz. Von Anfang an wird es dem Leser Schritt für Schritt klar gemacht, dass Faber grundlegend anders geworden ist. Immer noch versteht er Hanna nicht und fragt, ob sie ihm verzeihen, ob er alles wieder gutmachen könne. Damit macht er einen neuen Schritt auf dem Weg zu sich selbst, zur Anerkennung der Schuld, und auch hin zu Hanna, zu ihrer Trauer und Verzweiflung.

Hanna in Schwarz wirkt wie eine Göttin der Rache, Bestrafung, Vergeltung. Ihre Verweigerung, sich zu Faber zu setzen, zeigt die Distanz, die sie bewusst zu diesem Mann einnimmt, der mit ihr die Schuld am Tod der Tochter teilt. Sie hat inzwischen die eigene Schuld erkannt.

Durch Rückblende wird klar, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat, wie Faber schrittweise zu einem anderen Menschen wird. Erstens wird die gesteigerte Unsicherheit Fabers gezeigt, ob er beruflich seiner Aufgabe gewachsen sei.

Die Szene mit dem Schlüssel zeigt, dass ihm diese bisher gewohnte Welt versperrt ist, dass ihn die Ereignisse der letzten Wochen unfähig machten, ein unpersönliches Dasein in einer technischen Welt weiter zu führen. Dabei ist natürlich die Frage aufzuwerfen, ob Faber jemals ein wirkliches Zuhause besessen habe. Hat er also diesen symbolbeladenen Schlüssel besessen? Stand er nicht immer schon vor den Türen des Lebens wie jetzt vor der Tür seiner verschlossenen Wohnung? So wird die Unsicherheit und Fragwürdigkeit seiner Existenz dargestellt. Seine Existenz wird also in Frage gestellt.

Langsam kommt eine Selbsterkenntnis in ihm hoch, die zwar zu der endgültigen Wandlung beiträgt, ist aber zu spät – sie vollzieht kurz vor seinem Tode.

Ganz bewusst wiederholt Frisch in diesem zweiten Teil die Schauplätze des ersten, nur so wird eine Gegenüberstellung der „beiden“ Fabers möglich. Faber, der nicht nur seinen Tod nicht wahrhaben will, stellt den Menschen selbst, so wie er geschaffen ist, in Frage: „Überhaupt der ganze Mensch! Als Konstruktion ist möglich, aber das Material ist verfehlt: Fleisch ist kein Material, sondern ein Fluch.“ (171)

Mit dieser Behauptung kommt die Darstellung von einem Homo faber – der die Schöpfung nicht anerkennen will – zum Höhepunkt. Er verflucht damit auch sich selbst. Es ist vom Bewusstsein her Selbstmord, was Faber betreibt, indem er den Stoff, aus dem er „gemacht“ wurde, verflucht.

Der Selbstzerstörung folgt aber die Neugeburt in Habana. Cuba wird zu einem Wendepunkt, zur Station des eigentlichen Werdens von Walter Faber, kurz bevor es zu spät ist. Aber auch nur einen Tag wirklich gelebt zu haben ist besser als gar nicht. Zum ersten Mal in seinem Leben findet er alle Menschen schön und nicht mehr anstrengend. Er beginnt Kontakt zu suchen. Er genießt das Leben.

Faber ist gelassen und glücklich trotz der Vorstellung des Magenkrebses. Er spürt Begierde auf das Leben, das ihn verlässt, verbrüdet sich mit ihm völlig fremden Menschen, ist zornig auf sich selbst und wünscht, nochmals leben zu können.

Zugleich mit dem Zorn auf sich selbst überkommt ihn der große Ekel vor dem „American Way of Life“ Faber spricht von ihrer „obszönen Jungendlichkeit“, ihrem „pornografischen Verhältnis zum Tod“ Er sieht „ihre Weiber“, die nicht zugeben können, dass sie älter werden, hört ihre „Gummi-Stimmen“ (175) Dieser Gesellschaft gibt Frisch einen Teil der Schuld an dem „Homofabertum“ unserer Tage. Hier formuliert Faber den Satz: „Mein Entschluss, anders zu leben“ (173)

Der Satz zeigt uns einen neuen Faber; das ist ein Ausgangspunkt einer echten Wandlung. Noch eine Wandlung im Krankenhaus: Hanna in Weiß. Sie erinnert Faber an eine Braut. Dass hier das Bemühen um eine echte Partnerschaft eintritt, wird daraus ersichtlich, dass Faber nur von Hanna berichtet. Sein Leben nimmt eine Wendung zum Mitmenschen hin, und findet darin eine gewisse Erfüllung. Der erste Schritt ist gemacht. Dass er am Ende des Lebens steht, nicht am Anfang, ist die Tragik Fabers.

Er wünscht sich, nie gewesen zu sein, nicht mehr da zu sein. Er gesteht, es sei nicht mehr da, was er sehen könnte, sehen wolle. Jetzt endlich will er seinen seelischen Zustand auch äußerlich nachvollziehen, will sich blenden. Er spielt mit dem Gedanken, sich wie Ödipus selbst zu richten. Von hier aus sind auch die mythischen Bezüge zu verstehen.

Walter Faber, blind wie Ödipus, gerät in eine Inzest-Beziehung, wie Eurydike vor dem Orpheus so weicht Sabeth dem Geliebten, der sie retten will, zurück und stürzt in den Tod. Hanna geht zwar nicht so weit wie Klytaimnesta, aber auch sie verflucht den Mörder ihres Kindes und schlägt mit ihren kleinen Fäusten ins Gesicht.

Nun erscheint allerdings Walter Fabers Weltbild wie ein Gegenentwurf zum antiken Schicksalsglauben. Auch ist sein Verhalten zum Geschehen völlig anders als das des Ödipus. Faber wird viel früher gewarnt als Ödipus, aber entweder erkennt er die Zeichen nicht oder wenn er sie erkennt, dann glaubt er nicht an die Möglichkeiten, die durch sie angedeutet werden. Fabers Motto ist: „Wieso Fügung? Es hätte auch ganz anders kommen können.“ Ödipus flieht von Korinth nach Theben, um dem Orakel zu entkommen. Walter Faber wird von seinem selbstentworfenen Bildnis der Welt bestimmt, wie von einem Orakel, das ihn blind macht gegen alle Warnsignale. Noch am Ende seines Zusammenseins mit Sabeth ist er davon überzeugt: er verlässt eine Schlafende, um allein zu sein. So haben wir es mit einer Art Wiederholung und Neuvollzug eines mythisch vorgeprägten Schicksals zu tun. Aber in dem Roman von Max Frisch hat die Einführung der mythischen Elemente eine ganz andere Bedeutung. Durch sie wird deutlich gemacht, dass es wirklich anders hätte kommen können, wenn nur Walter Faber die warnenden Zeichen und die von ihm als Zufälle interpretierten

Ereignisse richtig gedeutet hätte, und darin sein eigenes Gesicht erkannt hätte. Das antike Orakel stammt aus dem unabänderlichen Ratschluss: Ödipus kann ihm nicht entkommen. Fabers Orakel ist von ihm selbst geschaffen und könnte von ihm durch vernünftige Wahl geändert werden, wodurch wirklich alles anders hätte kommen können.

Am Ende hängt Walter Faber am Leben und weiß zu leben, weiß auch wahrhaftig zu sterben. Es ist ein letztes Aufglühen, nicht ein trauriges Zerfallen. Faber ist ein Geläuteter, der in den letzten Stunden des Lebens noch Freude erlebt, auch die Freude, nicht mehr allein zu sein. Die letzten Seiten handeln von Hanna, die ihn auf Knien um Verzeihung bittet für ihre Schuld. Dass er nicht versteht, was Hanna meint, ist eine Schwäche, die er mit ins Grab nimmt. Aber dass Faber wenigstens seine Rolle der Zerstörung wahrnimmt, ist das entscheidende Neue. Der letzte Satz „Sie kommen“ erinnert uns an die Vollstreckung eines Todesurteils.

Literatur

- Heidenreich, Sybille: *Analyse und Reflexionen Max Frisch' Homo faber. Untersuchungen zum Roman*, Beyer, Hollfeld 1991
- Lüthi, Hans-Jürg: *Max Frisch*, Birkhäuser, Basel–Stuttgart 1981
- Peterson, Jürgen H.: *Realien zur Literatur. Max Frisch*, Melzer, 1989
- Reich-Ranicki, Marcel: *Max Frisch. Aufsätze*, Ammann, Zürich 1991
- Schmitz, Walter: *Max Frisch*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1987
- Stephan, Alexander: *Max Frisch (Autorenbücher)*, Beck (text + kritik), München 1983